

ARNO PLACK (Hrsg.)

Der Mythos vom Aggressionstrieb

Mit Beiträgen von

August Kaiser · Hans Kummer

Jan-Diether Murken · Eduard Naegeli

Fritz Paepcke · Arno Plack

Wolfgang Schmidbauer

Ulrich Sonnemann

Hans-Ulrich Wintsch

LIST VERLAG MÜNCHEN

Erste Auflage November 1973

ARNO PLACK: Aggressivität als Frage an die Wissenschaften	9
<i>I. Zur Erforschung der Trieb-Gründe – II. Erscheinungsfor- men zwischenmenschlicher Aggression – III. Die vitalen Be- dingungen des Friedens</i>	38

I. ZUR ERFORSCHUNG DER TRIEB-GRÜNDE

AUGUST KAISER: Aggressivität als anthropologisches Problem	43
<i>Was ist Aggressivität? – Trieb und Instinkt – Tier und Mensch – Psychische Ursachen der »Aggressivität« – Weitere Perspektiven</i>	50

HANS KUMMER: Aggression bei Affen	69
<i>Problemstellung und Definition – Der soziale Kontext – For- men und Häufigkeit aggressiven Verhaltens – Sonder- entwicklungen der Primaten-Aggression – Ursachen und Korrektive – Schlüsse und Spekulationen – Ist der Aggres- sionstrieb angeboren?</i>	75

ARNO PLACK: Verborgene Voraussetzungen und Wider- sprüche in Lorenz' Lehre von der Aggression	93
<i>Lorenz' Begriff vom Aggressionstrieb – Aggressivität als eigenständiger Trieb? – Ist der Aggressionstrieb wesensmäßig spontan? – Aggressivität als allgemeines Lebensprinzip – Lorenz' verkappte Sexualfeindlichkeit</i>	98

ISBN 3 471 66531 5 (Kartonierte Ausgabe)
ISBN 3 471 78410 1 (Leinen Ausgabe)

© Paul List Verlag KG München 1973

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany. Schrift Garamond Antiqua.
Satz und Druck: Süddeutscher Verlag München
Bindarbeit: Klotz, Augsburg

JAN-DIETHER MURKEN: Aggressivität als Problem der Genetik	121
Verhaltensbefunde bei Chromosomenaberrationen — Das überzählige X-Chromosom — Das überzählige Y-Chromosom — Zwillingsuntersuchungen — Schlußfolgerungen	121
JAN-DIETHER MURKEN: Bestätigt die Hormonforschung einen Aggressionstrieb?	145
Allgemeine Betrachtungen — Spezielle endokrine Störungen und ihre Beziehungen zur Aggressivität — Diskussion	145
II. ERSCHEINUNGSFORMEN ZWISCHENMENSCHLICHER AGGRESSION	
EDUARD NAEGELI: Verbrechen und Strafe als Formen der Aggression	157
Aggressivität und Kriminalität — Für eine multikausale Aggressions-Theorie — Strafe als Aggression — Chancen des Abbaus gefährlicher Aggression	157
FRITZ PAEPCKE: Sprachliche Gewöhnung an Aggression	181
Soziales Handeln durch Sprache — Aggression, durch Sprache vermittelt — Sprache der Werbung und des Protests	181
ARNO PLACK: Vermeintlich harmlose Formen der Aggression	203
Was sind harmlose Formen der Aggression? — Der Kriminalfilm als bevorzugtes Kulturgut — Gibt es aggressive Musik? — Sport als Aggressionsventil? — Aggression im Wirtschaftsleben — Protest als Aggression — Schlußfolgerung	203

III. DIE VITALEN BEDINGUNGEN DES FRIEDENS	
WOLFGANG SCHMIDBAUER: Ethnologische Aspekte der Aggression	249
Biologische und kulturelle Evolution — Wenig aggressive Kulturen — Kein »territorialer Imperativ« — Der Lebensstil der Altsteinzeit — Reaktive oder spontane Aggressivität — Selektionsprämie für aggressive Kulturen	249
ULRICH SONNEMANN: Friedensforschung als institutionalisierte Verdrängung	277
HANS-ULRICH WINTSCH: Erziehung zur Friedfertigkeit	285
Die traditionelle »Friedfertigkeit« — Ist der Friede ein »Motiv«? — Der konfliktologische Ansatz zur pädagogischen Friedensforschung — Ist Aggressivität menschliches Schicksal? — Aggressivität und Erziehungsstil — Mehr Freiheits-Spielraum — Erziehung zur sozialen Intelligenz — Erziehung zum fruchtbaren Konflikt	285
ARNO PLACK: Nachwort	311
ANHANG	
Anmerkungen	317
Autorenregister	383
Namen- und Sachregister	389
Die Autoren des Bandes	395

AUGUST KAISER

Aggressivität als anthropologisches Problem

Die Aufassung, dem Menschen wohne eine naturgegebene, angeborene Neigung inne, seinem Mitmenschen zu schaden, zieht sich durch die Jahrtausende menschlicher Kulturgeschichte wie ein roter Faden. Die Moravorschriften aller Religionen enthalten Gebote im Sinne von »Du sollst nicht töten«, womit die natürliche Neigung zum Bösen ausdrücklich als menschlicher Wesenszug angenommen wird. Heute zählt die Berufung auf theologische Auffassungen allerdings nicht mehr viel. Dem Bedürfnis nach wissenschaftlichen Erklärungen nachgebend, spricht man jetzt lieber von einem angeborenen »Aggressionstrieb« als von der Erbsünde. Dieser »Aggressionstrieb« wird heute allgemein, außer von Fachleuten, als bewiesene Selbstverständlichkeit angesehen. Jeder Zeitungsleser oder Fernsehzuschauer kennt die Namen von SIGMUND FREUD und KONRAD LORENZ, die durch ihre Arbeiten die Aggressionstrieb-Hypothese bewiesen zu haben meinen¹. Eine große Zahl von Schülern hat ihre Aussagen übernommen, ohne diese kritisch zu überprüfen und ohne neue Argumente beizutragen².

Sind die Beweise für diese Hypothese wirklich erbracht? Oder hat die Aggressivität des Menschen andere Ursachen? Die Beantwortung dieser Fragen hat für die Menschheit schicksalhaften Charakter. Zunächst ist festzustellen, daß sowohl FREUD in der tiefenpsychologischen Forschung wie auch LORENZ in der Verhaltensforschung umstritten sind. Der Aggressionstrieb gehört weder in der Psychologie noch in der Ethologie zum gesicherten Bestand der Erkenntnis. Einige Einwände dagegen sollen in dieser Arbeit erörtert werden. Die kritische Auseinandersetzung im Rahmen der Verhaltensbiologie und der

Psychologie führt unweigerlich zu Fragen, die über die beiden Fachdisziplinen hinaus in den Bereich einer umfassenden Anthropologie führen. Die Frage nach den Ursachen menschlicher Aggressivität ist nicht irgendein spezialwissenschaftliches Detailproblem, sondern sie berührt die Grundpfeiler unserer Gesellschaftsordnung sowie unsere persönliche und gesellschaftliche Lebensführung.

Die Kürze dieses Beitrages erlaubt keine umfassende Behandlung des Aggressionsproblems. Die Darstellung einiger Aspekte soll zeigen, wie groß der Irrtum in der vorherrschenden Auffassung ist. Darüber hinaus soll angedeutet werden, wie biologische, psychologische und kulturanthropologische Erkenntnisse und Betrachtungsweisen zu einem modernen, wissenschaftlichen Menschenbild zusammenfließen. Aus der Sicht dieser anthropologischen Gesamtschau werden auch erst die Schwierigkeiten verständlich, die sich einer wissenschaftlichen Durchdringung der Aggressionsproblematik in den Weg stellen.

Was ist Aggressivität?

Mit dem Begriff »Aggressivität« oder »Aggression« werden zum Teil recht unterschiedliche Phänomene bezeichnet: Krieg, Rebellion, Gewaltverbrechen, kindliche Trotzreaktionen, Affekthandlungen, Rauferien werden ebenso als Aggressionen eingestuft wie der wirtschaftliche Konkurrenzkampf, Sportwettkämpfe und das freundschaftliche Kartenspiel. Zumeilen wird überhaupt jede Aktivität, jedes Ergreifen einer Initiative mit dem Begriff Aggression in Zusammenhang gebracht³. Sogar in der Sexualität, im liebenden Zugehen auf und Werben um den Partner, soll nach der Meinung vieler eine aggressive Komponente beteiligt sein⁴. Diese bunte Vielfalt der Bedeutungen liegt in der Ungenauigkeit und Allgemeinheit des Wortes begründet. Erst der Zusammenhang, in welchem es verwendet wird, gibt ihm einen konkreten Sinn.

Wenn jedoch ein »Aggressionstrieb« (oder »-instinkt«) als grundlegende Antriebseinheit in Lebewesen postuliert wird, müßte man erwarten, daß seine Bedeutung für eine einheitliche, klar definierte Gruppe von Phänomenen festgelegt wird. Mit anderen Worten: Aggression im Sinne der Triebhypothese müßte etwas viel Präziseres meinen als im freien Sprachgebrauch. Leider fehlt diese Präzisierung bei den Theoretikern des Aggressionstriebes weitgehend. Bald steht allein das Töten von Artgenossen im Vordergrund, bald kann praktisch jede Lebenstätigkeit als Wirkung des Aggressionstriebes aufgefaßt werden⁵.

Das Wesentliche an der Aggression ist nach allgemeiner Auffassung eine subjektive Neigung, ein endogenes Bedürfnis, schaden oder angreifen zu wollen. Verhaltensweisen, die Reaktionen im Sinne der Selbstverteidigung sind, fallen nicht unter diesen Begriff. Der Aggressor ist der Angreifer, die Partei, die den Streit eröffnet, und zwar vom Standpunkt des Urteilenden aus, ohne äußeren Anlaß oder ohne hinreichenden Grund. Der Verteidiger kann jedoch nicht als aggressiv bezeichnet werden. Aggressiv ist damit letztlich nur das, was nicht aus äußeren Einflüssen und nicht aus der Entwicklung des Individuums erklärt werden kann, sondern aus einer in der Natur des Betreffenden verankerten Grundtendenz hervorbricht. Häufig verdeckt die Bezeichnung »Aggression« die fehlende Kenntnis über die Motivation einer Handlung.

Unwesentlich für den Begriff Aggression ist die schädigende Wirkung selber. Nicht jedes feindselige Bestreben zeitigt sichtbare Schädigungen, und auch nicht jede Schädigung hat eine diesbezügliche Absicht als Ursache. Diese Trennung der Aspekte wird zwar bereitwillig zugestanden, aber in der Anwendung doch häufig mißachtet. Fehlende Einsicht in die subjektive Motivation führt dann zu voreiligen Fehlschlüssen. Nur allzu gerne sind wir bereit, hinter jeder Schädigung, die von einem Menschen ausging, eine Absicht zu schaden, eine Lust am Bösen zu vermuten.

Damit steht die Frage nach den Motivationen destruktiven

oder aggressiven Tuns im Mittelpunkt der Aggressionsforschung. Das gewaltige Ausmaß von Zerstörung und Grausamkeit in der menschlichen Geschichte, der Anblick ungeheuren Leids, das Menschen ihresgleichen zufügen konnten, stellen erst die Frage nach deren Ursachen in aller Schärfe; sie sind selber aber noch keine Antwort darauf.

Hier liegt gerade die Schwäche in FREUDS Darlegungen über die Aggression. Angesichts der Schrecken des ersten Weltkrieges kommt er zur Annahme des »Todestriebes«, der sich nach außen gewandt als »Destruktions- oder Aggressionstrieb« zeigen soll⁶. Der Versuch FREUDS, alle Bestrebungen des Menschen auf einen einzigen Trieb, den Eros, zurückzuführen, scheitert an den Kriegsereignissen. Die Existenz nichterotischer Aggression (Sadismus wurde bis dahin als Komponente des Eros aufgefaßt) belegt für ihn die Existenz des Aggressionstriebes als Gegenspieler der »Libido«. Er beruft sich auf »die Greuel der Völkerwanderung, die Einbrüche der Hunnen, der sogenannten Mongolen unter Dschingis Khan und Timurlenk, die Eroberung Jerusalems durch die frommen Kreuzfahrer, ja selbst noch die Schrecken des letzten Weltkrieges ...«⁷. Von der Gemütsverfassung der beteiligten Menschen ist jedoch kaum die Rede, auch nicht von den sozialen, politischen und religiösen Zuständen und Bedingungen im Zusammenhang mit den erwähnten Ereignissen.

Auch bei KONRAD LORENZ vermißt man eine klare Trennung von Ursache (aggressive Absicht oder Neigung) und Wirkung (Angriffsverhalten). Da Aggression ein subjektives Bedürfnis und damit eine Angelegenheit des menschlichen Gefühlslebens meint, ist es sehr zweifelhaft, ob sich der Begriff überhaupt auf tierisches Verhalten anwenden läßt. Die packende, lebendige Art der Tierbeschreibung von LORENZ beruht gerade darauf, daß sie den Leser Gefühle aus seinem mitmenschlichen Erlebnisbereich aufs Tier übertragen läßt. Bei den als aggressiv geschilderten Verhaltensweisen fehlt zudem zum größten Teil jede schädigende Wirkung. Über so etwas wie eine Absicht dazu läßt sich jedenfalls nichts aussagen. Allein die mensch-

liche Phantasie macht aus einem schnellen Aufeinanderzuschwimmen einen Angriff von »beispieloser Wut« oder aus einer raschen Berührung einen »tödlich ernst gemeinten Rammtstoß«⁸. Die Werke von LORENZ sind voll von derartigen Anthropomorphismen⁹.

Aggression ist also ein recht vager Sammelbegriff, der die Ursache von Angriffshandlungen anvisiert, die Geneigtheit zu schaden, der aber gerade über diese Ursachen nichts auszusagen vermag. Alles in allem: ein Wort, das mit Vorsicht geäußert werden will und das förmlich nach einer genaueren Klärung des mit ihm bezeichneten Sachverhalts ruft.

Trieb und Instinkt

Alle Unklarheit und Vieldeutigkeit des Wortes »Aggression« findet sich auch in den zusammengesetzten Begriffen »Aggressionstrieb« und »Aggressionsinstinkt«. Mehr noch: auch die hinzukommenden Begriffe »Trieb« und »Instinkt« geben Anlaß zu mancherlei Bedenken, auch wenn sie in der Psychoanalyse und bei vielen Verhaltensforschern als Fachbegriffe mit großer Selbstverständlichkeit gebraucht werden.

Die Wörter »Trieb« und »Instinkt« sind einiges älter als Psychoanalyse und Ethologie. Ihre ursprüngliche Bedeutung steht im Zusammenhang mit dem traditionellen, vorwissenschaftlichen Menschenbild der abendländischen Kultur, speziell mit der Auffassung von der Zweigespaltenheit des Menschen in Leib und Seele. Die äußerlich sichtbare, wahrnehmbare Erscheinung des Menschen, die ihre Verwandtschaft mit anderen wahrnehmbaren Dingen und Lebewesen nicht leugnen kann, gilt »nur« als der eine, unbedeutendere Wesensbestandteil des Menschen. Der Leib ist der »tierische« Teil (Tiere haben ja keine unsterbliche Seele), der »tierische« Bedürfnisse und Verhaltensweisen, »Trieb« oder »Instinkte« genannt, hervor bringt. Der wichtigere Teil ist die unsterbliche, immaterielle Seele als Träger unserer geistigen Eigenschaften und Gefühle.

Sie bringt geistige Bedürfnisse und Anforderungen mit sich, die im Widerspruch zu den leiblichen Ansprüchen stehen können.

Wissenschaftliches Denken hat diesen Leib-Seele-Dualismus längst überholt. In Fachkreisen wird der Mensch als ein einheitliches Lebewesen tierischer Abstammung betrachtet. Alle seine Bedürfnisse, auch die »geistigen«, sind als lebenserhaltende Faktoren im Evolutionsprozeß entstanden. Diesen Erkenntnissen zum Trotz ist die vorwissenschaftliche Meinung immer noch vorherrschend. Für viele ist sie unbezweifelbares religiöses Dogma. Aber auch darüber hinaus durchzieht diese Auffassung das ganze Menschverständnis unserer Kultur. Sie spiegelt sich in den gesellschaftlichen Einrichtungen, am deutlichsten vielleicht in der Rechtspflege.

Die traditionellen Meinungen über den Menschen herrschen auch in der Erziehungspraxis und prägen sich schon beim Kleinkind als unbewußtes Weltbild ein, das sich später in vielen Vorurteilen und Tendenzen zeigt. Unbewußte Vorurteile, zu einer Zeit in uns geprägt, als wir noch nicht denken konnten, beeinflussen auch den Forscher, der sich nur der objektiven Wahrheitssuche verpflichtet glaubt. Das ist auch der Grund, warum die Forschung über den Menschen, über unsere eigene Natur, bisher so langsam vorangekommen ist und weshalb auch in der Fachwelt über manche den Menschen betreffende Fragen noch Unwissenheit herrscht und traditionelle Vorstellungen wirken. Diese Gefahr besteht nun gerade auch bei der Übernahme der Begriffe »Trieb« oder »Instinkt« durch die Wissenschaften.

Das Wort »Trieb« meint in der einfachsten (wissenschaftlich durchaus akzeptablen) Bedeutung ein grundlegendes Bedürfnis, dessen Befriedigung für eine artgemäße, gesunde Lebensweise notwendig ist. In diesem Sinne kann man von Sexualtrieb, Hungertrieb oder Bewegungstrieb sprechen und sagt damit, daß die Sexualität, die Nahrungsaufnahme oder die Bewegung allgemein natürliche Bedürfnisse sind, die sich aus Lebensform und Lebensweise eines Tieres ergeben. Ebenso

könnte man auch von einem »Schlaftrieb« oder bei höheren Tieren von einem »Spieltrieb« sprechen. Wir könnten auch unsere natürliche Neugier einem »Informationstrieb« oder unser Verlangen nach Unterhaltung einem »Vergnügungs-trieb« zuschreiben. Damit ist jedoch noch nichts erklärt. Wir haben lediglich ein neues Wort für »natürliches Bedürfnis«.

In diesem Sinne bedeutet der »Aggressionstrieb« ein natürliches Bedürfnis, Artgenossen anzugreifen, ja sogar zu töten. Daß ein solches Bedürfnis der artgemäßen Lebensweise des Menschen entspreche, ist ein Irrtum. Aggressives Verhalten ist nicht lebens- oder arterhaltend, im Gegenteil, und es findet sich auch nicht allgemein bei allen Menschen, wie etwa das Bedürfnis zu schlafen oder zu essen¹⁰.

Sowohl die FREUDSche Schule wie auch diejenige von LORENZ, baut ihre Argumentation nicht auf dem erwähnten einfachen Triebbegriff auf, sondern auf einem energetischen Triebmodell. Hier handelt es sich um den Versuch einer physiologischen Erklärung einer Verhaltensursache. Während die allgemeine Definition in den einzelnen Trieben lediglich verschiedene, sich eventuell überschneidende Bedürfnisaspekte des einen und selben Organismus sieht, werden die Triebe nach dem energetischen Triebmodell als autonome, selbstregulierende und weitgehend unabhängige Mechanismen aufgefaßt. Jeder Trieb soll darauf basieren, daß eine spezifische »Triebenergie« oder ein bestimmter Erregungsstoff mehr oder weniger kontinuierlich produziert wird. Je mehr Energie sich ansammelt, um so stärker wird das Bedürfnis, die betreffende Triebhandlung (beispielsweise einen Angriff auf einen Artgenossen) zu vollziehen. Durch die Befriedigung wird die angestaute Energie abgeleitet.

Dieses Modell entstand aus dem Bedürfnis, die physikalischen Begriffe zur quantitativen Beschreibung auch auf das Lebendige zu übertragen, und zwar zu einer Zeit, da der Energiebegriff im Mittelpunkt der Physik stand¹¹. Heute würde man aus demselben Grund wohl eher ein kybernetisches Modell bevorzugen, mit einigem Recht, wenn man bedenkt, welche Rolle

unser informationsverarbeitendes Zentrum, das Zentralnervensystem, bei allen Verhaltensvorgängen spielt. Jedenfalls hat die »Triebenergie« nichts mit wirklicher (d. h. physikalischer) Energie zu tun. Auch ein tribspezifischer Erregungsstoff ist trotz dem hohen Stand der Molekularbiologie bis heute nicht gefunden worden, und über einen allfälligen Wirkungsmechanismus weiß man schon gar nichts. Das energetische Triebmodell ist eine Spekulation. Es täuscht eine Erklärung vor, der gerade die behauptete physiologische Fundierung fehlt¹².

Das Wort »Instinkt« meint bei vielen Forschern, so auch bei FREUD, wie im allgemeinen Sprachgebrauch ungefähr daselbe wie »Trieb«. In der Verhaltensforschung hat der Begriff eine eigenständige Bedeutung. Er bezeichnet nicht ein Bedürfnis, sondern einen bestimmten, feststehenden Verhaltensablauf. Bei niederen Tieren, zum Beispiel Insekten, finden sich viele unveränderliche Verhaltensweisen. Das Nervensystem arbeitet hierbei offensichtlich nach festen, ererbten Vorschriften wie ein Automat: das Tier handelt »instinktiv«. So benimmt sich etwa ein frisch geschlüpfter Schmetterling, der noch nie seinesgleichen gesehen hat, sofort so, wie es sich für ein Individuum seiner Art »gehört«. Instinktives Verhalten ist somit vererbtes Verhalten; die notwendigen Informationen sind bereits im Erbgut enthalten.

Einem verbreiteten Vorurteil zufolge ist jedes tierische Verhalten instinkтив. Manche Forscher fördern diese Tendenz, wenn sie, wie etwa LORENZ, fast ausschließlich von instinktiven Verhaltensweisen sprechen. Die Bedeutung des Lernens wird dadurch verschwiegen oder heruntergespielt. Jedes Tier, auch der erwähnte Schmetterling, muß seine Umwelt kennenlernen. Bei höher entwickelten Tieren kommt der Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten durch die Vermittlung erfahrener Artgenossen (Eltern) hinzu. Eine lernende Tierart kann sich viel schneller an sich verändernde Umweltsbedingungen und Situationen anpassen, als dies durch die Änderung der Erbfaktoren im Laufe der Entwicklungsgeschichte möglich wäre. Darum

ist die Entwicklung der Lernfähigkeit eine stark begünstigte Eigenschaft, die im Laufe der Höherentwicklung zunimmt auf Kosten der instinktiven Verhaltensmuster. Beim Menschen finden wir, von einigen instinktoiden Reaktionen beim Neugeborenen abgesehen, keinerlei fixierte Verhaltensabläufe mehr, dafür eine umfassende Lernfähigkeit.

KONRAD LORENZ hat sich ganz der Erforschung instinktiver Verhaltenskomponenten zugewendet. Aus der Fülle der tierischen Lebewesen sucht er jene Arten und aus den vielfältigen Verhaltensweisen jene Abläufe heraus, die möglichst durch keine erworbenen Kenntnisse beeinflußt werden. Einen immer wiederkehrenden, fixierten Verhaltensablauf faßt LORENZ als autonomen Mechanismus auf und bezeichnet diesen als »Instinkt«. Nun zeigt sich allerdings, daß es kaum Verhaltensmechanismen gibt, die ausschließlich durch Erbfaktoren determiniert sind. Die Forscher, die am Instinktbegriff festhalten wollen, sehen sich gezwungen, ihre Definitionen kunstvoll zu erweitern, wie etwa McDougall: »Ein Instinkt ist eine vererbte oder angeborene psycho-physische Disposition, welche ihren Besitzer dazu bestimmt, Objekte einer bestimmten Klasse wahrzunehmen und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken, eine emotionale Erregung besonderer Beschaffenheit beim Wahrnehmen eines solchen Objektes zu erleben und im Hinblick darauf in einer besonderen Weise zu reagieren oder mindestens den Impuls zu einer solchen Handlung zu erfahren¹³.«

Bei LORENZ ist der Triebbegriff in den Instinktbegriff integriert. Der zu einem Instinkt gehörende Trieb veranlaßt das Tier, nach Möglichkeiten der Triebbefriedigung zu suchen (»Appetenzverhalten«). Eine solche Möglichkeit wird durch einen Schlüsselreiz angezeigt: ein bestimmtes optisches oder akustisches Muster oder ein bestimmter Geruch, die zum Beispiel einen paarungsbereiten Partner kennzeichnen. Die Bereitschaft des appetenten Tieres, auf einen solchen Reiz zu reagieren, heißt nach LORENZ »angeborener, auslösender Mechanismus« (AAM). Der Instinktvorgang zerfällt demnach in zwei Phasen: 1. das Suchverhalten und 2. die Endhandlung als

Reaktion auf den spezifischen Auslöser. Das Suchverhalten gilt als plastisch, d. h. durch Erfahrung (Lernen) beeinflußbar, während die Endhandlung erblich fixiert sein soll. Damit umfaßt schließlich ein derart erweitertes Instinktmodell auch das erlernte Verhalten, also das, was seiner einfachen Begriffsbestimmung nach gerade den Gegensatz zum instinktiven Verhalten darstellt. So läßt sich noch jedes erdenkliche nicht fixierte Verhalten als Appetenzverhalten für irgend eine Bedürfnisbefriedigung deuten.

In dieses Instinktmodell kann jedes Verhalten gepreßt werden. Daher ergeben sich gewisse Zweifel an seinem Erklärungswert und vor allem an seiner Anwendbarkeit auf höhere Lebewesen. So betonen manche Verhaltensforscher mit Recht, daß das Instinktmodell nur für niedere Tiere volle Geltung beanspruchen kann¹⁴. Andere sprechen den Begriffen Trieb und Instinkt jeden erklärenden Wert ab (z. B. BARNETT¹⁵). MONTAGU nennt das Instinkt-Konzept »den Gebrauch einer Abstraktion, als ob sie eine wirkliche Existenz hätte«¹⁶. Die Frage, was denn ein Instinkt oder ein Trieb wirklich sei, geht nach BARNETT von der falschen Annahme aus, »daß, wenn es ein Wort gibt, es auch ein Ding oder irgendein Phänomen geben müsse, das damit bezeichnet wird«¹⁷. Die Untersuchung kann sich nur mit den Fakten befassen, die bislang unter diesen Bezeichnungen diskutiert worden sind. Diese Fakten sind aber sehr unterschiedlicher Natur und meist sehr komplex. Die Verhaltensforschung in Verbindung mit anderen biologischen Disziplinen ist erst jetzt dabei, sie in Ausdrücken von Prozessen zu analysieren, die im Nervensystem und in anderen Organen ablaufen.

Tier und Mensch

Der Versuch von LORENZ, alles Verhalten (auch das menschliche) mit seiner Instinktlehre zu deuten, enthält die Gefahr der Einschichtigkeit. Ähnliches gilt auch von seinem Versuch, einen

universalen Aggressionstrieb im Tierreich nachweisen zu wollen. Angesichts seiner Popularität und der scheinbar unbestrittenen Fachautorität, die LORENZ in Laienkreisen besitzt, rechtfertigt es sich, noch ein wenig bei seiner Argumentation zu verweilen. Sein Buch »Das sogenannte Böse« ist fast in allen Zeitschriften und Zeitungen der Welt rezensiert worden. Waren sich die Besprecher nicht einig, ob LORENZ' Aussagen über den Menschen begründet seien oder nicht, so stimmten sie doch größtenteils darin überein, daß seiner Analyse tierischen Verhaltens wissenschaftliche Gültigkeit zukomme.

LORENZ repräsentiert jedoch keineswegs die allgemeinen Meinungen in der gegenwärtigen Verhaltensforschung. Der Glasgower Professor für Ethologie S. A. BARNETT schreibt über »Das sogenannte Böse«: »Ich habe das Buch mehr als einmal durchgelesen. Bei jedem Lesen kamen mehr Widersprüchlichkeiten, Konfusionen und fragwürdige Feststellungen zum Vorschein«¹⁸. Das Buch »kann leicht die Verhaltensforschung bei kritischen Lesern in Verruf bringen«¹⁹. Auch andere Autoren haben auf zahlreiche schwerwiegende Fehler von LORENZ hingewiesen²⁰.

Umstritten ist vor allem die Anwendbarkeit des Begriffs Aggression auf tierisches Verhalten und die Hypothese vom Aggressionstrieb. LORENZ findet seine Beispiele aggressiven Verhaltens vor allem unter zwei Gruppen von Verhaltensweisen: dem Revierverhalten (Territorialität) und dem Dominanz-Verhalten (»Hackordnung«). Bei beiden Gruppen handelt es sich um fixierte, instinktive Verhaltensweisen (Rituale), die im einen Falle zur Ausbildung von relativ stabilen Wohngebieten (Revieren) für Einzeltiere, Paare oder größere Gruppen führen oder im andern Falle zur Bildung einer Rangordnung innerhalb einer in Gemeinschaft lebenden Gruppe. Dazu ist festzuhalten, daß weder das Revierverhalten noch die Rangbildung universelle, bei allen Arten vorkommende Verhaltensweisen sind. Ferner bietet ein Großteil der Revier- oder Dominanz-Rituale dem menschlichen Auge einen derart friedlichen Eindruck, daß sie beim besten Willen nicht aggressiv

genannt werden können (etwa der Gesang der Vögel oder das Anbringen von Duftmarken). Es ist nicht begründet, aus diesen Verhaltensgruppen einzelne Muster herauszulesen und unter der Bezeichnung »Aggressions-Instinkt« zusammenzufassen²¹.

Die von LORENZ geschilderten »Aggressionen« führen außerdem unter gewöhnlichen Umständen niemals zur Verletzung oder gar Vernichtung des Gegners, nicht einmal zur Schmerzzufügung. LORENZ, der das selbst zugibt, sieht sich deshalb gezwungen, eine »Tötungshemmung« anzunehmen²². Ohne feststellbare schädliche Auswirkung ist aber Aggression lediglich auf eine »feindliche Absicht« beschränkt. Aber welche Bedeutung hat die Aussage, ein Tier befände sich in »aggressiver Stimmung«? Um objektiv über die tierischen Entsprechungen von menschlichen Regungen wie Wut oder Angst sprechen zu können, müßten wir die damit verknüpften physiologischen Vorgänge in unserem Nervensystem sehr genau kennen. Solange dies nicht der Fall ist, sind derartige Übertragungen menschlicher Empfindungen auf tierisches Verhalten von zweifelhaftem wissenschaftlichem Wert.

»Aggression«, »aggressive Impulse«, »aggressive Stimmungen«, »Aggressionstrieb« bleiben damit undefinierte und mißverständliche Begriffe. Wer sie so häufig verwendet wie Lorenz, kommt leicht zu einer einseitigen, entstellten Darstellung tierischen Verhaltens. SALLY CARRIGHAR meint, daß LORENZ in *Das sogenannte Böse* »eine Wildnis beschreibt, die jene, die wie ich jahrelang in ihr gelebt haben, nicht wiedererkennen würden . . . Die meisten der verschiedenen, mir bekannten Arten verbringen mehr als die Hälfte ihrer Zeit in zufälliger oder einrächtiger Gemeinschaft mit ihren Artgenossen«²³. Gerade die Angehörigen der Ordnung der Primaten, zu denen auch der Mensch gehört, scheinen (vom Menschen abgesehen!) »so etwas wie die höchste Stufe nichtaggressiven Verhaltens erreicht zu haben, da auch sie nicht kämpfen — weder als Einzeltiere noch als Horde«²⁴.

Die Grundlage, auf der LORENZ nun das Verhalten des Men-

schen untersuchen will, erweist sich keineswegs als so fundiert, wie sie oft hingestellt wird. Seine Deutung des menschlichen Verhaltens selber ist hingegen von erschütternder Oberflächlichkeit. Als geradezu selbstverständlich nimmt LORENZ die Instinkthaftigkeit des menschlichen Verhaltens, und besonders der menschlichen Aggressivität, an. Als Beweis für den menschlichen Aggressionsinstinkt gilt ihm das Verhalten seiner Tante, die ihr Dienstmädchen nie länger als etwa 8 bis 10 Monate behalten konnte. War sie von der neuen Hausgehilfin anfänglich regelmäßig aufs höchste entzückt, verschlechterte sich das Verhältnis im Laufe der Zeit, bis das Mädchen schließlich »unter ganz großem Krach fristlos entlassen wurde. Nach dieser Entladung war die alte Dame bereit, in dem nächsten Dienstmädchen wieder einen wahren Engel zu erblicken«²⁵. Darin zeigt sich nach LORENZ die »Spontaneität« des Instinkts, dessen Triebenergie sich ansammelt und von Zeit zu Zeit zur Entladung drängt. Die naheliegende Frage, ob das Verhalten der Tante nicht ebenso einfach aus ihrer Charakterentwicklung heraus erklärt werden könnte und im Zusammenhang mit ihrer Persönlichkeitsstruktur gesehen werden müßte, wird nicht berührt.

Das Wesentliche an einer Instinkthandlung, sofern dieser Begriff überhaupt eine Bedeutung haben kann, ist nach übereinstimmendem Urteil aller Ethologen die erblich fixierte Stereotypie ihres Ablaufs, was auch von LORENZ betont wird. Gerade diese erblich fixierte Stereotypie findet sich in keiner einzigen menschlichen Verhaltensweise²⁶. Wir kennen zwar religiöse und andere zeremonielle Rituale, auch etwa Umgangsformen von ritualähnlicher Steifheit und ähnliche Erscheinungen von Stereotypie. Aber alle diese Formen sind niemals artspezifisch, sie wechseln von Volk zu Volk und wandeln sich im Laufe der Geschichte in wenigen Jahrhunderten oder Jahrzehnten. Vor allem müssen sie erlernt werden. Es ist erstaunlich, daß diese Fakten LORENZ nicht bekannt sind.

Zusammenfassend läßt sich die Beweisführung von LORENZ so charakterisieren, daß er ein menschliches, emotionales Fak-

tum (die Aggressivität) auf andere Tiere überträgt, dort mit dem Instinktbegriff amalgamiert und als Aggressionsinstinkt wieder auf den Menschen zurücküberträgt. Die Kritik richtet sich einerseits gegen die Übertragung des Aggressionsbegriffs auf tierisches Verhalten, andererseits auf die Rückübertragung auf den Menschen, dessen Verhalten nicht instinktiv ist. LORENZ' Deutung des menschlichen Verhaltens ist nicht aufrecht zu halten. Der Mensch ist kein geborener Mörder und besitzt keinen aggressiven Instinkt²⁷.

Abgesehen von den eher verwirrenden Stellungnahmen einiger Forscher wie LORENZ leistet die Biologie einen substantiellen, gewichtigen Beitrag zu einem umfassenden Menschenbild. Die Besonderheit der menschlichen Daseinsform, wie sie sich aus der vergleichenden Stammesgeschichte und einer ernsthaften Verhaltensforschung ergibt, deckt sich dabei vollumfänglich mit den Ergebnissen der modernen Tiefenpsychologie.

Bereits in der tierischen Stammesgeschichte zeichnet sich eine charakteristische Entwicklung ab, indem die Lernfähigkeit sich immer stärker ausbildet und parallel dazu die Bedeutung des instinktiven Verhaltens abnimmt. Die Hirnkapazität nimmt zu (speziell das Großhirn), die Jugendzeit und ebenso die Altersperiode werden länger, wodurch der für das Lernen so wichtige Kontakt zwischen verschiedenen Generationen intensiver wird. Hervorzuheben ist die Erweiterung des sozialen Zusammenhalts. Das Prinzip der gegenseitigen Hilfe unter Artgenossen spielt zwar im ganzen Tierreich eine wichtige Rolle²⁸. Parallel mit der Entwicklung der Lernfähigkeit wird das Sozialverhalten jedoch reicher und differenzierter. Viele der hochentwickelten Arten (z. B. die meisten Affen) leben in größeren Gemeinschaften, in denen Solidarität, persönlicher Beziehungsreichtum und Kooperation geradezu auffällig sind²⁹. Der Vorteil einer instinktarmen, dafür intelligenten Tierart liegt in der hohen Anpassungsfähigkeit an schnell sich ändernde Umweltbedingungen. Durch den sozialen Zusammenhalt gewinnt sie auch gegenüber dem körperlich viel kräftigeren, aber vereinzelt lebenden Raubtier die Überlegenheit³⁰.

Der Mensch bildet das (einstweilige) Endglied in dieser Entwicklung. Bei ihm finden wir, wie bereits erwähnt, keine instinktiven Verhaltensmuster mehr, dafür eine an tierischen Maßstäben gemessen gewaltig gesteigerte Anpassungsfähigkeit und Flexibilität. Nur der Mensch ist in eine solche Mannigfaltigkeit von Kulturen aufgesplittet und unterliegt den rapiiden Veränderungen einer Kulturgeschichte. Im Vergleich dazu ist die Anpassung über die Gene ungeheuer langsam. In den letzten zweihunderttausend Jahren hat sich die genetische Ausstattung des Menschen kaum verändert³¹. Bedenkt man, daß die gesamte durch direkte geschichtliche Überlieferungen erfaßbare Zeit (etwa von der jüngeren Steinzeit an) im Vergleich dazu nur etwa ein Vierzigstel, nämlich fünftausend Jahre, umfaßt, erhält man eine Vorstellung davon, wieviel schneller als die genetische die soziale Evolution zu arbeiten vermag.

Die biologische Anthropologie zeigt deutlich, wie das Kulturwesen Mensch durch seine biologischen Besonderheiten bedingt ist, namentlich durch die Vorverlegung der Geburt und die Retention in der Wachstumskurve. Daneben werden Eigenschaften, die schon bei höheren Tieren ausgeprägt sind, noch weiter entwickelt: die Leistungsfähigkeit des Großhirns³² (Voraussetzung der Sprache und des begrifflichen Denkens), das Verschwinden instinktiver Verhaltensweisen, verlängerte Lebensdauer (relativ lange Altersphase), schwache Körperfunktion und Sinnesempfindlichkeit (daher auf verstärkten Einsatz seiner Intelligenz und der innerartlichen Kooperation angewiesen)³³. Die Vorverlegung der Geburt bedeutet, daß der Mensch den mütterlichen Uterus in einem früheren Entwicklungsstadium verläßt als seine nächsten Verwandten. Erst mit einem Jahr erreichen wir die körperlichen Merkmale anderer Primaten zum Zeitpunkt der Geburt. Wir verbringen damit den größeren Teil unserer »Embryonalzeit« außerhalb des Mutterleibes im »sozialen Uterus« (PORTMANN)³⁴. Auffällig ist auch die charakteristische Verzögerung des menschlichen Wachstums nach dem ersten Lebensjahr bis zur beginnenden Pubertät³⁵. Das bedeutet eine um einige Jahre längere Kind-

heit gegenüber dem sonst beobachteten Wachstumsverlauf.

Die biologischen Merkmale des Menschen deuten unverkennbar auf unsere besondere Daseinsform als eines sozialen, weltoffenen³⁶, intelligenten Lebewesens hin, das sich dank seiner Freiheit von Naturbedingungen eine eigene Kulturwelt gestalten kann. Der Mensch ist vermutlich das einzige Lebewesen, das über eine Sprache, begriffliches Denken und Abstraktionsvermögen verfügt und das über das unmittelbare Hier und Jetzt hinaus zeitliche und räumliche Zusammenhänge erfaßt und Kenntnisse über sich und seine Umwelt systematisch sammeln, ordnen, verarbeiten und ausnutzen kann.

Psychische Ursachen der »Aggressivität«

Die biologische Betrachtung läßt einen Widerspruch noch ungeklärt. Der Mensch ist seiner Herkunft und seinen biologischen Merkmalen nach ein ausgesprochenes Herdentier und ganz auf das einträchtige Zusammenarbeiten mit seinesgleichen angewiesen. Im Gegensatz dazu stehen die offensichtlichen Störungen des menschlichen Soziallebens, von den Schwierigkeiten im Familienleben und bei der Arbeit bis zu den bedrohlichen Erscheinungen des Krieges, der sozialen Mißstände, des Hungers und des Elends durch Ausbeutung und Unterdrückung, des rassistischen, nationalen oder religiösen Fanatismus. Für diesen menschlichen Wahnsinn gibt es nicht die geringste Entsprechung im Tierreich, am allerwenigsten bei unsrern nächsten Verwandten, den Primaten. Der Biologe kann nur vermuten, daß die Befreiung von den instinktiven Fesseln und der Übergang zu einer sozialen, kulturellen Evolution auch die Möglichkeit von Pannen oder Entgleisungen in sich barg. Dahin deutet auch die leicht zu machende Feststellung, daß die große Mehrheit aller Menschen die erwähnten Erscheinungen keineswegs herbeiwünscht. Immer sind es die »Andern«, die schuld sind, die Frieden, Ruhe und Ordnung stören oder unsere bewaffnete Verteidigung herausfordern.

Aber für die andern sind wieder andere, vielleicht wir, die »Andern«. Damit stellt sich die Frage, ob wir auch genau wissen, was wir wirklich möchten.

Ein halbes Jahrhundert tiefenpsychologischer Forschung hat uns aufgezeigt, in welch hohem Maße alles menschliche Trachten von unbewußten Bestrebungen und Gefühlen beeinflußt wird³⁷. Die Menschen kennen sich selbst zu wenig; sie sind sich ihrer Rolle, die sie spielen, nicht bewußt. Darum haben sie auch die Gestaltung ihres Zusammenlebens nur wenig in der Hand. Keine böse Absicht, kein aggressiver Trieb sind für unser mißglücktes Sozialleben verantwortlich, sondern Unwissenheit, Verwirrung und Irritation. Um Einblick in den verhängnisvollen Mechanismus zu bekommen, ist eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der modernen Tiefenpsychologie notwendig. Die folgenden Darlegungen können nur ein Hinweis darauf sein, was wir heute über das menschliche Motivationsgefüge kennen.

FREUD versuchte, die Psychologie, die vor ihm eine ausschließliche Angelegenheit spekulierender Philosophen und Theologen war, auf den Boden der naturwissenschaftlichen Empirie zu stellen, und öffnete damit die Tür zur wissenschaftlichen Durchdringung des menschlichen Seelenlebens. Sein Versuch allerdings, alles Tun und Lassen des Menschen auf einen einzigen »Trieb«, den Eros, zurückzuführen, wurde von der weitern Entwicklung der Tiefenpsychologie überholt. Es entsprach dem naturwissenschaftlichen Geist um die Jahrhundertwende, alles Geschehen überhaupt auf wenige physikalische Prinzipien (die NEWTONSche Mechanik) zurückzuführen zu wollen. Wie bereits dargelegt, erweist sich das energetische Triebmodell als untauglich. Aber auch die Einschränkung auf erotische Bedürfnisse (oder auf erotische und destruktive wie beim ältern FREUD) wird der Bedürfnisstruktur der menschlichen Natur nicht gerecht. Bereits die biologische Anthropologie deutet darauf hin, daß es unangemessen wäre, das menschliche Verhalten nur aus den unmittelbaren Bedürfnissen seines Stoffwechsels und der Arterhaltung heraus verstehen zu wol-

len. Schon bei höheren Tierarten zeichnen sich deutlich soziale Bedürfnisse ab³⁸. Im menschlichen Seelenleben steht die mitmenschliche Beziehung im Vordergrund in Form eines Bedürfnisses nach Anerkennung und Wertschätzung durch seinesgleichen. Bereits ALFRED ADLER erkannte die Bedeutung dieses Strebens nach Geltung und wies auch auf die Auswirkungen einer gestörten Entwicklung dieses Bedürfnisses als Machtstreben hin³⁹. In der neopsychoanalytischen Forschung (etwa bei HORNEY⁴⁰, SULLIVAN⁴¹, FROMM⁴²) steht das mitmenschliche Kontakt- und Anerkennungsbedürfnis im Mittelpunkt. Die psychotherapeutische Arbeit zeigt unzweifelhaft, daß die sozialen Bedürfnisse für den Menschen ebenso wichtig sind wie die physiologischen und daß seelische Störungen oder Erkrankungen primär gestörte mitmenschliche Beziehungen beinhalten.

Die grundlegenden Bedürfnisse des Menschen sind allerdings keine unveränderlichen Konstanten, sondern sie entwickeln sich und zeigen sich in ihrer Entwicklung abhängig von den Umweltbedingungen, vor allem in frühester Kindheit. Wie stark und in welcher Weise ein Bedürfnis sich ausbildet, hängt sehr von der Entwicklung und vom Gesamtbefinden des betreffenden Individuums ab. Das gilt sogar für die physiologischen Bedürfnisse. Zum Beispiel richtet sich die Stärke des Hungergefühls nicht nur nach dem physiologischen Nachschubbedarf; chronische Appetitlosigkeit einerseits oder manischer Eßzwang andererseits sind der Ausdruck eines psychischen Unwohlseins, das unabhängig vom Nahrungsbedarf vorhanden ist⁴³. Der Neugeborene Mensch ist eigentlich erst der Möglichkeit nach ein Mensch, er ist ein animalisches Lebewesen, das erst im mitmenschlichen Kontaktfeld diejenigen Bedürfnisse ausbildet, welche die menschliche Daseinsart charakterisieren. In diesem Punkte ergänzen sich die Ergebnisse der biologischen und der psychologischen Anthropologie vortrefflich.

Der Neugeborene muß also erst im umfassendsten Sinne des Wortes »zu leben lernen«. Das heißt aber auch: er ist wesentlich auf das angewiesen, was ihm vermittelt wird. In seiner enormen Schwäche und Hilflosigkeit bedarf er großer Pflege

und intensiver Zuwendung, um im Leben überhaupt Fuß fassen zu können. Erst heute beginnt es uns so richtig bewußt zu werden, um welch heiklen und störungsanfälligen Vorgang es sich bei dieser sozialen Menschwerdung in der allerersten Lebenszeit handelt. Vor allem die Beziehung zu den Mitmenschen, das spätere Sozialverhalten, erfährt hier seine entscheidende Ausprägung. In einem Alter, in dem wir noch nicht denken oder sprechen können, prägen uns bereits die Erfahrungen und Erlebnisse im mitmenschlichen Umgang.

Durch den ersten Kontakt mit der Umwelt wird im Kleinkind ein starkes Bedürfnis nach Anerkennung und Geltung geweckt. Wie sich dieses Bedürfnis ausbildet, hängt vom Umgang seiner Beziehungspersonen ab. An ihnen liegt es, ob der junge Mensch befähigt wird, solide zwischenmenschliche Beziehungen einzugehen und sich im gegenseitigen Schätzen als Gleicher unter Gleichen zu fühlen, oder ob das Geltungsbedürfnis in einem asozialen Machtstreben oder Konkurrenzdenken ausartet oder sonstwie verkümmert und die mitmenschliche Beziehungsfähigkeit durch Ängste, Hemmungen und Mißtrauen eingeschränkt wird. Die Erziehung prägt also das menschliche Sozialverhalten. Die tiefenpsychologischen Erkenntnisse weisen heute den Weg zu einer Erziehung, die der menschlichen Natur angepaßt ist und die es erlaubt, die unserer Art innewohnenden Möglichkeiten optimal zu entfalten. Das Resultat wäre der freie, soziale, selbstbewußte, sichere, schöpferische Mensch, der die Tradition seiner tierischen Vorfahren würdig fortsetzt. Diese Vorstellung vom neuen Menschen mit dem »aufrechten Gang« (ERNST BLOCH) ist keine utopische Wunschvorstellung, sondern steht durchaus im Einklang mit den modernen anthropologischen Einsichten in die menschliche Natur.

Allerdings stellt uns die Erziehung zum neuen Menschen vor eine schwierige Aufgabe, weil Erziehung nicht einfach das Ergebnis von bestimmten Maßnahmen und Vorkehrungen, sondern aufs engste mit der Persönlichkeit des Erziehers verknüpft ist. Die Haltung eines Menschen, sein Lebensgefühl,

seine Beziehung zum Partner und zu den anderen Mitmenschen, seine Stimmungen und Launen, seine Hoffnungen und Ängste, sie alle bestimmen das Klima, in welchem die Kinder aufwachsen. Alle diese Faktoren aber sind durch die bestgemeinten Erziehungsregeln oder durch die besten Vorsätze nicht beeinflußbar. Eine Umstellung ist nur auf dem Boden eines Sich-selbst-in-Frage-Stellens möglich, und dies wiederum erfahrungsgemäß nur mit psychotherapeutischer Hilfe.

Die in unserer Gesellschaft praktizierte Form des Erziehens weicht nun nicht nur in Einzelfällen von der idealen, sachgemäßen Art und Weise ab, sondern erreicht umgekehrt letztere nur annäherungs- und ausnahmsweise. Allgemein herrscht in der Erziehung (wie in der Gesellschaft überhaupt) die Gewalt, der Zwang, die Strafe, das Vergeltungsprinzip. In kleinen Unangepaßtheiten erblicken die Erzieher leicht eine natürliche Tendenz zur Widersetzlichkeit, einen asozialen Zug, der nur mit Zwang zu beschneiden sei. Der autoritären Strenge liegt die überlieferte Meinung zugrunde, daß der Mensch nur unter dem Druck der Strafandrohung und der Abschreckung durch vollzogene Bestrafung zu einem sozialen Verhalten gebracht werden könne. Der Glaube an die Sündhaftigkeit des Menschen ist auch in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter für die große Mehrheit der Menschen geoffenbarte, göttliche Wahrheit. Er ist auch wesentliches Fundament der gesellschaftlichen Einrichtungen (Strafrecht). Die Erziehungstradition steht mit den übrigen kulturellen Gegebenheiten in vollem Einklang.

Die tiefenpsychologischen Einsichten stoßen hier auf ein hartnäckiges, kulturell bedingtes Vorurteil. Kindliche Unarten erweisen sich in der psychotherapeutischen Abklärung ausnahmslos als Symptome des Unbehagens. Trotzreaktionen⁴⁴, auffälliges oder störendes Benehmen, Bettlässen oder Stottern bei älteren Kindern und »schlimmere Sünden« wie Lügen oder Stehlen weisen darauf hin, daß dem Kind etwas fehlt und daß die mitmenschliche Beziehung gestört ist. Das Kind fühlt sich nicht anerkannt, benachteiligt oder empfindet Mutlosigkeit und

Schwäche. Die Erzieher reagieren zumeist mit ärgerlichem Unwillen, untauglichen Beschwichtigungsversuchen, schließlich mit Schimpfen, Drohen und endlich mit Strafe. Die unangemessene, verständnislose Reaktion verstärkt die Fehlhaltung und das Schwächegefühl beim Kind, sie verschlechtert die mitmenschliche Beziehung und fördert Mißtrauen und Mutlosigkeit.

Autoritäre Erziehung erschöpft sich nicht in physischer Gewaltanwendung⁴⁵, sondern umfaßt eine Reihe von subtileren Methoden, mit denen das Kind bezwungen wird. Eine versteckte Form des Zwanges liegt in der Verwöhnung vor. Durch das Überschütten mit »Liebe«, das Wegnehmen aller Mühe und Schwierigkeiten wird das Kind seiner Möglichkeiten zur freien Entscheidung und Auseinandersetzung beraubt, es wird in Abhängigkeit und Unselbständigkeit gehalten. Der Charakter des Kindes wird dadurch korrumptiert. Die Strenge erzwingt die Unterwerfung mit Gewalt, die Verwöhnung hingegen erkauft sie. Beides findet sich in der traditionellen Erziehung nebeneinander.

Oberstes Ziel dieser Erziehung ist der Gehorsam um jeden Preis, in der Meinung, nur dadurch sei die soziale Anpassung zu bewirken, welche Voraussetzung für ein reibungsloses Funktionieren der Gesellschaft sein soll. Man glaubt, die Angst vor der Strafe und der andressierte Gehorsam bewirkten, was man der Einsicht nicht zumutet: ein friedliches Zusammenleben. Also setzen die Erzieher ihren Kopf auf, bezwingen das Kind mit allen Mitteln und treiben es seelisch in die Enge.

Bedenkt man die Schwäche und Hilfsbedürftigkeit des kleinen Kindes, wird klar, daß die Gewalt einen fundamentalen Einfluß auf die Gemütsentwicklung des Kindes und auf sein Welt- und Menschenbild ausüben muß. Sie erzeugt eine »sadomasochistische« Grundhaltung. Das schwache Kind erlebt, daß Anerkennung nur durch Unterwerfung unter die Macht der erwachsenen Beziehungspersonen zu erlangen ist, also durch masochistisches Unterziehen. Dieses Erlebnis ist fast unvermeidlich in einer Gesellschaft, die eine menschliche Be-

ziehung von gleich zu gleich kaum kennt, dafür eine vertikale Ordnung des Oben und Unten. Der Zwang zur Unterwerfung, die Demütigung im Erlebnis der eigenen Schwäche lassen andererseits den Wunsch entstehen, selbst auch oben und angesehen zu sein, über anderen stehen zu können und selber andere zu unterdrücken (Sadismus). So erweckt das Erlebnis der Gewalt schon im Kleinkind ein latentes Gefühl der Feindseligkeit. Die Gewalt bestimmt auch das Menschenbild, sie schlägt sich in der Meinung über die Mitmenschen und in den damit zusammenhängenden bewußten und unbewußten Erwartungshaltungen nieder. Im Umgang mit den Mitmenschen herrschen je nach der Einschätzung des Gegenüber unterwürfige Angstlichkeit oder Dominieren wollen vor.

Das Gewaltprinzip als auffälliges Merkmal unserer Kultur belastet uns alle, es durchtränkt unser Gefühl und vergiftet die mitmenschliche Beziehung, es stört die sinnvolle Zusammenarbeit und die gegenseitige Hilfe. Die sadistische Komponente zeigt sich bereits in scheinbar so belanglosen Dingen wie Nörgelei, Kritiklust, Unduldsamkeit, imponierendes Gebaren, Angeberei, Rechthaberei und Anschwärzerei. Die Tendenz zur Grausamkeit bedient sich gerne legaler und moralischer Möglichkeiten, zum Beispiel im Strafvollzug oder im Verhalten gegenüber geächteten Minderheiten wie Kommunisten, Langhaarigen oder Ausländern. Die faschistische Tendenz liegt damit bereits im sadomasochistischen Charakter. Die Aussonderung der Menschen in Gruppen nach Volkszugehörigkeit, Weltanschauung, Rasse, politischer Überzeugung usw. ergibt die Möglichkeit, legal, d. h. unter Zustimmung der eigenen Gruppe, Angehörige einer anderen, als verachtenswert empfundenen Gruppe zu verfolgen oder sonstwie zurückzusetzen. Es ist nicht zu übersehen, daß auch in der Haltung des »gerechten«, über jeden Verdacht erhabenen Menschen viel Grausamkeit verborgen sein kann, die sich in einer überspitzten »Rechtmäßigkeit« äußert. Recht und Gesetz ohne mitmenschliche Anteilnahme, ohne verstehendes Einfühlen, entarten zu einem Apparat der Unmenschlichkeit.

Der Sadomasochismus ist eine chronische Epidemie, von der unser natürliches soziales Gefühl befallen ist. Diese soziale Grundnatur ist hinter den Verstümmelungen unseres Gemüts noch immer spürbar, so wie der Mediziner auch beim kranken Organ noch dessen natürliche Funktion zu erkennen vermag. Unter dem Einfluß einer Ideologie des »Kampfes aller gegen alle« übersehen wir gerne die zwar geschädigte, aber immer noch vorhandene mitmenschliche Orientierung. Ohne ein Minimum an Beziehung, Vertrauen und Gemeinschaftsgefühl ist der Mensch nicht lebensfähig⁴⁶. Je schwächer die mitmenschliche Beziehung ist, um so stärker wird die Tendenz, sich vom Leben zurückzuziehen und beispielsweise in die Gemütskrankheit, den Selbstmord oder die Rauschsucht zu flüchten. Im Gruppendenken, im Zusammenfinden gegen alles, was als böse und feindlich empfunden wird, zeigt sich noch ein verkümmertes Gemeinschaftsgefühl. In sadistischen und masochistischen Verhaltensweisen wird ein pervertiertes Streben nach Zuwendung und Anerkennung sichtbar.

Unsere Kenntnis des sadomasochistischen Charakters lässt uns nun aggressive Affekte viel leichter verstehen. Das Aufwallen asozialer Gefühle spiegelt stets die frühkindliche Erlebnissituation. Es ist durchwegs als Abwehrreaktion gegen wirkliche oder vermeintliche Kränkung, Demütigung oder Gewaltanwendung zu deuten. Der »aggressive« Mensch fühlt sich ständig angegriffen, beleidigt oder bedroht. Immer wieder verfällt er dem Ohnmachtsgefühl, das sich in ihm unter dem Zwang der autoritären Erziehung gebildet hat. Aggressive Regungen sind ein typisches Kennzeichen eines unausgeglichenen, irritierten Charakters. Mit der Neuorientierung in der Psychotherapie verschwindet auch die Aggressivität⁴⁷.

Aggressives Verhalten erweist sich somit nicht als etwas Ursprüngliches, Naturgegebenes, sondern ist stets der Ausdruck einer gestörten Entwicklung⁴⁸. Es hat wie alle menschlichen Äußerungen einen Sinn im Rahmen der gesamten psychischen Situation⁴⁹. Es ist eine Antwort auf frühkindliche Erlebnisse. Gestützt durch das dabei erworbene Menschenbild wird diese

Reaktionsweise immer wieder hervorgerufen durch bestimmte Situationen, in welche unbewußte Erinnerungen aus der Kindheit projiziert werden.

Weitere Perspektiven

Biologische und psychologische Erkenntnisse fügen sich heute zu einem zuverlässigen Bild der menschlichen Natur. Sie bilden das anthropologische Fundament, auf dem eine umfassende Untersuchung der Aggressions-Problematik möglich wird. Der vorliegende Aufsatz möchte auf diese Grundlagen hinweisen. Es muß jedoch betont werden, daß damit wichtige Fragen im Zusammenhang mit der Aggression noch nicht beantwortet sind, zum Beispiel die so wichtige Frage, warum es Kriege gibt. Diese Frage kann nicht, wie dies gerne geschieht, durch den Hinweis auf die Ursachen der individuellen aggressiven Reaktionen beantwortet werden. Das Problem des Krieges liegt vielmehr in der erstaunlichen Gehorsamsbereitschaft der Menschen. Wie kommt es, daß durch die ganze menschliche Geschichte sich die Menschen zu Millionen immer wieder auf die Schlachtbodyn des Krieges führen ließen, um für Gott, Kaiser und Vaterland willig zu sterben?

Zur biologischen und psychologischen Untersuchung muß hier die Kulturgeschichte hinzukommen. Auf dem Boden einer wissenschaftlichen Menschenkenntnis muß die Geschichte neu interpretiert werden. Die gesellschaftlichen Einrichtungen, Staat, Kirche, Justiz, Wirtschaft, Armee, Bildungswesen, die Strukturen und Mechanismen der Macht, die Bildung der öffentlichen Meinung, die Bedingungen und die Rolle von Moral und Weltanschauung, alle diese Problemkreise bedürfen einer gründlichen Erforschung, um die Frage nach den Ursachen des Krieges beantworten zu können.

Eine wissenschaftliche Erforschung des Aggressionsproblems muß somit Biologie, Psychologie, Soziologie, Kulturgeschichte und Religionskritik einbeziehen. Nur auf dem Boden einer

derart umfassenden Anthropologie und in kritischer Distanz zu den allgemein herrschenden Auffassungen kann das Wissen gewonnen werden, das es uns hoffentlich eines Tages ermöglicht, die Irrtümer, die ein friedliches Zusammenleben aller Menschen verhindern, zu erhellen und zu beseitigen.

AUGUST KAISER:
Aggressivität als anthropologisches Problem

¹ SIGMUND FREUD: *Gesammelte Werke*. London 1946—1952 (IMAGO). Die uns interessierenden Ansichten des späten Freud über die Aggressivität und den Krieg finden sich in: *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* 1915, Band X; *Das Unbehagen in der Kultur* 1930, Band XIV; *Warum Krieg?* (Briefwechsel mit Einstein, 1933), Band XVI.

KONRAD LORENZ: *Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression*. Wien 1963.

² Unter den Schülern FREUDS an prominentester Stelle: ALEXANDER MITSCHERLICH: *Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität*. Frankfurt am Main 1970.

³ Zum Beispiel faßt ARNOLD GEHLEN den Aggressionstrieb als einen auf den Daseinskampf bezogenen Tätigkeitsdrang auf, der mit schwerer körperlicher Arbeit ebenso gut abgeleitet werden kann wie mit Kämpfen. Ähnliche Auffassungen findet man bei vielen anderen Autoren. — ARNOLD GEHLEN: *Anthropologische Forschung*. Hamburg 1961 (rde), S. 60/61.

⁴ Die sadistische Komponente, die FREUD in der Sexualität sah, wurde von ihm später als Verbindung des Eros mit der Aggression beschrieben. Vgl. SIGMUND FREUD: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Gesammelte Werke, Band V, S. 107.

Auch LORENZ sieht Liebe und Freundschaft bei höheren Tieren notwendigerweise mit Aggression verknüpft: »Ich glaube vielmehr, es steckt in jeder Liebe ein so hohes Maß latenter, durch die Bindung verdeckter Aggression, daß beim Zerreißen dieses Bandes jenes gräßliche Phänomen zustande kommt, das wir Haß nennen. Keine Liebe ohne Aggression, aber auch kein Haß ohne Liebe!« (LORENZ: *Das sogenannte Böse*, S. 302).

⁵ LORENZ definiert den Aggressionstrieb als den »auf den Artgenossen gerichteten Kampftrieb von Tier und Mensch«. (LORENZ: *Das sogenannte Böse*, S. IX). An vielen Stellen betont er den intraspezifischen Charakter der Aggression (z. B. in op. cit. S. 40). An anderer Stelle bringt er trotzdem Aggression in Verbindung mit dem »Anpacken einer Aufgabe oder eines Problems«, der »Selbstachtung, ohne die vom täglichen Rasieren bis hinauf zum sublimsten künstlerischen oder wissenschaftlichen Schaffen so ziemlich alles wegfallen würde, was ein Mann von morgens bis abends tut, alles, was mit Ehrgeiz, Rangordnungsstreben zu tun hat und Unzählige andere ebenso Unentbehrliche würden wahrscheinlich mit der Ausschaltung des Aggressionstriebes aus dem menschlichen Leben verschwinden. Ebenso verschwände sehr wahrscheinlich ... das Lachen!« (a. a. O., S. 372).

- 6 Über die Entwicklung des Todestrieb-Konzepts vgl. ROLF DENKER: *Aufklärung über Aggression*. Stuttgart 1966, S. 28—78. Ebenso JOSEF RATTNER: *Aggression und menschliche Natur*. Olten 1970, S. 41—48 und 218—225.
- 7 FREUD: *Das Unbehagen in der Kultur*. Gesammelte Werke XIV, S. 471.
- 8 KONRAD LORENZ: *Das sogenannte Böse*, S. 14.
- 9 Siehe auch die Kritik an LORENZ von ALFRED PÜLLMANN: Umgang mit der Aggression. In: *Therapie der Gegenwart*. München, 108. Jahrg., 1969, Heft 9, 1215. — PÜLLMANN vertritt im übrigen den Standpunkt der orthodoxen Psychoanalyse.
- 10 Die ethnologische Feldforschung fand erstaunliche Unterschiede zwischen verschiedenen Völkern. Kriegerische Auseinandersetzungen und Wettbewerbsverhalten erweisen sich dabei als keine Gattungsmerkmale für den Menschen. Siehe MARGARET MEAD: *Leben in der Südsee*. München 1965; RUTH BENEDICT: *Urförmnen der Kultur*, Hamburg 1955.
- 11 Die Abhängigkeit der Theoriebildung FREUDS vom Denken seiner medizinischen und physiologischen Lehrer ist verschiedentlich untersucht worden, zum Beispiel von ROBERT R. HOLT: A Review of Some of Freud's Biological Assumptions and Their Influence on His Theories. In: *Psychoanalysis and Current Biological Thought*, ed. by N.S. GREENFIELD and W. McLEWIS, Madison 1965. — Zur Kritik der energetischen Hypothesen in der Psychoanalyse siehe W. KELLER: *Das Selbstwertstreben*, München-Basel 1963, S. 42 f.
- 12 LORENZ und seine Schüler betonen immer wieder, eine Antriebslehre auf physiologischer Grundlage geschaffen zu haben, zum Beispiel in: KONRAD LORENZ und PAUL LEYHAUSEN: *Antriebe tierischen und menschlichen Verhaltens*. München 1968, S. 13.
- 13 WILLIAM McDougall: *An Introduction to Social Psychology*. New York 1960 (14th ed.), p. 25 (übersetzt vom Autor).
- 14 Auch TINBERGEN, der Klassiker der Instinktforschung, wird sehr vorsichtig und zurückhaltend, wenn er von den höheren, auf »intelligentes Verhalten spezialisierten« Tieren und vom Menschen spricht. Vgl. N. TINBERGEN: *The Study of Instinct*. Oxford 1951.
- 15 S. A. BARNETT: *Instinkt und Intelligenz*. Bergisch-Gladbach 1968, S. 233—249.
- 16 M. F. ASHLEY MONTAGU: *Man and Aggression*. New York 1968, p. XI. Ähnlich nehmen auch Stellung: D. O. HEBB: Heredity and Environment in Mammalian Behaviour. In: *British Journal of Animal Behaviour*, Vol. 1, 1953; D. S. LEHRMAN: A Critique of Konrad Lorenz's Theory of Instinctive Behaviour. In: *Quarterly Review of Biology*, Vol. 28, 1953, p. 337—363.
- 17 S. A. BARNETT: *Instinkt und Intelligenz*, S. 248.
- 18 S. A. BARNETT: On the Hazards of Analogies. In: *Man and Aggression*, ed. by M. F. A. MONTAGU, New York 1968, p. 26.
- 19 S. A. BARNETT a.a.O., p. 26.
- 20 Eine Sammlung kritischer Stellungnahmen von englischen und amerikanischen Forschern findet sich in: M. F. ASHLEY MONTAGU (editor): *Man and Aggression*. New York 1968.
- 21 So verneint TINBERGEN die Existenz eines unabhängigen Kampfinstinktes. Hingegen können nach seiner Auffassung verschiedene Instinkte Kampfweisen enthalten. — N. TINBERGEN: *Instinktlehre*. Berlin 1966, S. 107 (deutsche Ausgabe von: *The Study of Instinct*. Oxford 1951).
- 22 K. LORENZ: *Das sogenannte Böse*, S. 162 ff.
- 23 SALLY CARRIGHAR: Der Mensch ist kein Mörder von Natur aus. In: UNESCO-Kurier 1970, Nr. 8/9, S. 43.
- 24 CARRIGHAR a.a.O., S. 45.
- 25 K. LORENZ *Das sogenannte Böse*, S. 85. ²
- 26 O. STORCH stellt der »Erbbmotorik« der Tiere die »Erwerbmotorik« des Menschen gegenüber. — O. STORCH: Erbbmotorik und Erwerb-motorik. In: *Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 1949, Heft I.
- 27 Zu dieser Schlußfolgerung kam einstimmig eine ganze Gruppe prominenter Biologen und anderer Wissenschaftler, welche die UNESCO im Mai 1970 an einer Konferenz in Paris vereinigte, um die Frage zu klären, ob die Gewalttätigkeit in unserer Welt durch menschliche Instinkte bedingt sei. Siehe den Bericht von DAN BEHRMAN: Der Mensch als aggressives Wesen. UNESCO-Kurier 1970, Nr. 8/9, S. 4.
- 28 Siehe dazu: ADOLF PORTMANN: *Das Tier als soziales Wesen*. Zürich 1953; PETER KROPOTKIN: *Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt*. Leipzig 1920.
- 29 Über das Sozialverhalten der Primaten siehe: I. DEVORE (ed.): *Primate Behaviour*. New York 1965; G. B. SCHALLER: *Unsere nächsten Verwandten*. München 1966 (speziell über den Gorilla); A. KORTLANDT: Observing Chimpanzees in the Wild. In: *Scientific American* 1962, Nr. 206, p. 128—138; S. L. WASHBURN and E. DEVORE: The Social Life of Baboons. In: *Scientific American* 1961, Nr. 204, p. 62; JANE GOODALL: My Life Among Wild Chimpanzees. In: *National Geographic Magazine* 1963, Nr. 124, p. 2.
- 30 Ein Beispiel solcher Überlegenheit zeigt die folgende Pressemeldung: »Ein Adler, der sein Alpenreich verließ und sich in die Rhoneebene wagte, ist am Montag in Ardon (Unterwallis) von einem Schwarm Raben angegriffen und so schwer verletzt worden, daß der von Einwohnern herbeigerufene Dorfpolizist ihn töten mußte.« (Neue Zürcher Zeitung, 23. Februar 1971 II)

- 31 JEAN ROSTAND: *Das Abenteuer des Lebens*. Berlin 1956, S. 36 f.
- 32 Über die Entwicklung des Gehirns bei Vögeln und Säugetieren (einschließlich des Menschen) siehe ADOLF PORTMANN: *Zerebralisation und Ontogenese*. In: *Medizinische Grundlagenforschung*, Bd. 4, Stuttgart 1962, S. 1—62. Die Ergebnisse der Arbeiten PORTMANNS sind bedeutsame Beiträge zu einem wissenschaftlichen Verständnis des Menschen, auch wenn man seiner Meinung, soweit sie die Grenze naturwissenschaftlicher Anthropologie übertritt (etwa in seiner Kritik an der allgemeinen Evolutionslehre), nicht mehr folgen möchte.
- 33 ARNOLD GEHLEN beschreibt mit HERDER den Menschen als ein »Mängelwesen«: »Der Mensch wäre, der rohen Natur wie ein Tier ausgesetzt, mit seiner ihm angeborenen Physis und seiner Instinktmangelhaftigkeit lebensunfähig. Kompensiert werden diese Mängel aber durch die Fähigkeit, diese rohe Natur so zu verändern, daß sie ihm lebensdienlich wird.« (A. GEHLEN: *Anthropologische Forschung*. Hamburg 1961, S. 18). GEHLEN übergeht allerdings die Bedeutung des sozialen Zusammenhalts zur Kompensation der physischen Mangelhaftigkeit.
- 34 ADOLF PORTMANN: Die Bedeutung des ersten Lebensjahres. In: *Monatsschrift für Kinderheilkunde*, Bd. 112, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1964, H. 11, S. 483 ff. Siehe auch PORTMANN: *Zoologie und das neue Bild vom Menschen*. Hamburg 1956.
- 35 Siehe den Vergleich der Wachstumskurven von Menschenaffen und Mensch beispielsweise in ADOLF PORTMANN: Die Stellung des Menschen in der Natur. In: *Handbuch der Biologie*, Bd. 9, H. 19, Lfg. 165, Konstanz 1964, S. 437—460.
- 36 MAX SCHELER sah in der »Weltoffenheit« des Menschen den wesentlichen Unterschied zum Tier. In bezug auf Intelligenz, Phantasie, Gedächtnis, Wahlfähigkeit, Werkzeuggebrauch bestehe hingegen nur ein Gradunterschied zwischen den höchsten Tieren und dem Menschen. — MAX SCHELER: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Darmstadt 1928.
- 37 Diesen Einfluß von unbewußten, aus Kindheitserlebnissen herrührenden Gefühlsmomenten aufgedeckt zu haben ist das unbestreitbare Verdienst SIGMUND FREUDS. Dieser Fund (und nicht etwa seine Triebtheorie) machen ihn zum Begründer der tiefenpsychologischen Forschung.
- 38 Recht eindrücklich zeigt dies ADOLF PORTMANN in: *Das Tier als soziales Wesen*. Zürich 1953.
- Die Bedeutung der sozialen Bedürfnisse belegen u. a. auch die Versuche von HARLOW mit Rhesusaffen. Isoliert aufgewachsene Junge zeigen schwere Verhaltensstörungen. Mit einer Mutterattrappe verläuft die Entwicklung zunächst scheinbar normal, später sind diese Affen jedoch völlig ungesellig und nicht fortpflanzungsfähig. Affen, die ohne Mutter, jedoch in Gesellschaft von anderen Jungen aufwachsen, entwickeln ein normales Verhalten. — HARRY F. HARLOW and MARGARET K. HARLOW: *The affectional Systems*. In: *Behaviour of Nonhuman Primates*, ed. by A. M. SCHRIER et. al., Vol. 2, London 1965; sowie HARRY F. HARLOW: *Basic Social Capacity of Primates*. In: *The Evolution of Man's Capacity for Culture*, ed. by J. N. SPULER, Detroit 1959.
- 39 ALFRED ADLER: *Über den nervösen Charakter*. Wien 1912. — ADLERS Werk ist oft mißverstanden worden als eine Psychologie des Machttriebs. Es muß betont werden, daß ADLER im Machtstreben eine Fehlentwicklung des Charakters sieht. Beim seelisch gesunden Menschen bildet ein starkes Gemeinschaftsgefühl den Rahmen aller sozialen Beziehungen. Siehe auch: ALFRED ADLER: *Menschenkenntnis*. Leipzig 1927 (Neuausgabe: Frankfurt am Main 1966).
- 40 KAREN HORNEY: *The Neurotic Personality of Our Time*. New York 1937 (deutsch: *Der neurotische Mensch unserer Zeit*. München 1951). — Der Unterschied zwischen der neueren Psychoanalyse und den Auffassungen FREUDS wird aufgezeigt in: KAREN HORNEY: *New Ways in Psychoanalysis*. New York 1939.
- 41 HARRY STACK SULLIVAN: *Conceptions of Modern Psychiatry*. New York 1953.
- 42 ERICH FROMM: *Psychoanalyse und Ethik*. Zürich 1954.
- 43 Analoges ist auch beim Tier möglich. Es kommt vor, daß in Gefangenschaft geratene Tiere keine Nahrung aufnehmen oder daß gefangene Tiere nicht kopulieren.
- 44 Das sogenannte »Trotzalter« ist nach eigenen Erfahrungen keine Naturnotwendigkeit. Viele, aber nicht alle Kinder machen im dritten Lebensjahr eine Trotzphase mit. Darin spiegelt sich die Erziehungs situation unserer Kultur. Ein seelisch ausgeglichenes Kind hat eine solche Kraftprobe nicht nötig.
- 45 Das Ausmaß an physischer Gewaltanwendung ist allerdings erschreckend genug. Eine große Mehrheit aller Erzieher in allen »zivilisierten« Ländern wendet noch immer die körperliche Züchtigung an, die ihnen auch von Gesetzes wegen zusteht. Näheres siehe bei KLAUS HORN: *Dressur oder Erziehung. Schlagrituale und ihre gesellschaftliche Funktion*. Frankfurt am Main 1967.
- 46 Die Untersuchungen von SPITZ an Kleinkindern machen dies deutlich. — RENE A. SPITZ: *Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen*. Stuttgart 1957; SPITZ: *Vom Säugling zum Kleinkind*. Stuttgart 1967.
- 47 Die Neopsychoanalytiker KAREN HORNEY, ERICH FROMM und HARRY S. SULLIVAN bestätigen diesen therapeutischen Sachverhalt. Siehe beispielsweise KAREN HORNEY: *New Ways in Psychoanalysis*. New York 1939, p. 125—132.

- 48 In der Substanz stimmt dieses Ergebnis mit dem sogenannten »Frustrations-Aggressions-Modell« überein. Siehe J. DOLLARD, L. W. DOOB, N. E. MILLER, O. H. MOWRER, R. S. SEARS: *Frustration and Aggression*. New Haven 1939. — Der Begriff »Frustration« beschreibt allerdings das komplexe Geschehen, das zur Ausbildung von aggressiven Tendenzen im Charakter führt, nur sehr oberflächlich und ungenau.
- 49 Ähnlich nimmt auch HANS KUNZ Stellung. Seine vorsichtige Argumentation führt ihn zum Schluß, daß die Annahme angeborener Aggressionsneigungen beim Menschen nicht zu begründen ist. — HANS KUNZ: *Die Aggressivität und die Zärtlichkeit*. Bern 1946.

DIE AUTOREN DES BANDES

AUGUST KAISER, Dr. sc. nat. Geboren am 12. November 1937 in Duggen (Kanton Thurgau, Schweiz), studierte an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich Chemie, Physik und Biologie, insbesondere Biochemie. Er promovierte 1966 mit einer preisgekrönten Arbeit »Zur Reaktionskinetik der Oxydoreduktasen« (Juris Verlag Zürich). Gleichzeitig widmete er sich dem Studium der Psychologie, insbesondere der Tiefenpsychologie und Psychotherapie an der Psychologischen Lehr- und Beratungsstelle Zürich. Er ist Mitarbeiter an der Zeitschrift »Psychologische Menschenkenntnis« und heute auch als Gymnasiallehrer tätig.

Aufsätze zum Aggressionsproblem: Grenzen der Verhaltensforschung. In der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 29. April 1969. — Der kulturrepsychologische Aspekt bei Konrad Lorenz. NNZ vom 24. Juni 1969. — Vergeltung oder Therapie. In: Psychologische Menschenkenntnis, Band 7 (1970/71), S. 50.

HANS KUMMER, Prof. Dr. sc. nat. Geboren 1930 in Zürich, studierte an der Universität Zürich Zoologie, insbesondere Entwicklungsphysiologie und Genetik. Der Verhaltensforschung an Primaten widmete er sich schon während seines Studiums mit einer Arbeit über die soziale Organisation der Mantelpavian-Kolonie im Zürcher Zoo (Prof. H. Hediger). Dieselbe Art erforschte er dann in zwei einjährigen Feldstudien in Äthiopien. Ein dreijähriger Aufenthalt am Delta Regional Primate Research Center in USA galt der Erforschung sozialer Systeme und ihrer Ursachen bei weiteren Affenarten. Dr. Kummer ist Extraordinarius für experimentelle Ethologie an der Universität Zürich und Präsident der International Primateological Society.

Wichtigste Veröffentlichungen: Social Organization of Hamadryas Baboons. S. Karger, Basel, und Chicago University Press, 1968. — Primate Societies: Group Techniques of Ecological Adaptation. Aldine-Atherton, Chicago 1971. — Ursachen von Gesellschaftsformen bei Primaten. Umschau in Wissenschaft und Technik 15 (1972).

JAN-DIETHER MURKEN, Priv.-Doz., Dr. med. Kinderarzt. Geboren am 19. 8. 1934 in Gütersloh, humanistisches Abitur, Bergbaupraktikant auf der Zeche König-Ludwig in Recklinghausen. Ab 1955 Studium der Medizin, 1957 in Perugia der Kunstgeschichte. Medizinisches Staatsexamen und